

(Nachdruck verboten.)

Der Alte vom Berge.

13]

Roman von Grazia Deledda.

So wanderten sie ein Viertelstündchen. Basilio sah sich jeden Augenblick um und überschaute die sonnigen Hänge, doch er bemerkte niemand; auch das Zicklein wandte wedernd den Kopf, doch keine der schon allzu fernen Gefährtinnen antwortete. So befand sich die arme Tior di pervinca bald in einem von dichtem Gesträuch beschatteten Felspalt, gefangen gehalten durch dicke Steine, die Basilio von oben herabrollte. Er brachte ihr Eichenblätter und ein paar Hände voll Gras und wartete, bis die Ziege aufhörte zu meckern. Dann lief er schnell fort: die Ziegen lagen noch ganz still und Melchior hatte seine Abwesenheit nicht bemerkt. Später erst, gegen Sonnenuntergang, berichtete Basilio seinem Herrn, daß Tior di pervinca fehle.

„So geh' und suche sie,“ sagte Melchior, nachdem er sich überzeugt, daß dem so war. „Und wenn Du sie nicht mitbringst, so komm' mir nicht mehr vor die Augen, Du Nichtsmiß!“

Ganz vergnügt schritt Basilio dem Kirchlein zu. Als er aus dem Walde heraustrat, sah er die strahlenlose Sonne wie einen großen roten Granatapfel langsam hinter der glühenden Kette ferner Berge versinken. Am Himmel tönnten purpurne Streifen sich zu zarten, violetten ab, die in das tiefe Blau des Zenits übergingen.

Die Wälder ruhten im feurigen Widerschein der langsam untergehenden Sonne; die Felsen standen rotleuchtend da; auf Farnen und Kräutern lagen rote Lichter: und in diesem großen Schwingen, in diesem brennend roten Schein stand Pascha, und Basilio sah, wie auch ihr Gesicht rosig schimmerte und wie es in ihren Augen flammte.

Vielleicht hatte sie da auf ihn gewartet, denn sie empfing ihn mit verschmittem Lächeln und sagte:

„Jetzt ist die Novena; heute abend geht es schnell, weil wir nachher zum Monte Bidde gehen, um das letzte Feuer anzuzünden. Gehst Du auch in die Novena?“

„Ja.“

„Und dann kommst Du nach Monte Bidde?“

„Ja.“

Er hätte zu allem Ja gesagt. War es denn möglich, der schönen Pascha anders zu antworten? . . . Und wenn man es nun seinem Herrn hinterbrachte, daß man ihn mit ihr sprechen gesehen, daß er ihr nachgegangen sei?

Sein Herr war weit weg und in diesem Augenblick dachte er gar nicht an ihn.

Das Glöckchen läutete zur Novena, es rief, es forderte. Basilio folgte Pascha, wie das Hündchen mit dem glänzenden Halsband, das ihm gar kein Verlangen mehr erweckte, seinem jungen Herrn folgte.

In der Kirche bekreuzte er sich, und da er nichts anderes wußte, sprach er die Gebete, die er in seiner Kindheit gelernt hatte:

Deo mi sinno sa rughe,
Sa vera rughe,
Sa rughe vera,
Sa Madalena,
Santu Franziscu,
Santa Filippu,
Santu Juanne;
Morte mai no' m' inganno
Nè a die nè a notte,
Fin' ass' ora 'essa morte,
Fin' ass' ora 'essa fine;
S' anghelu serafine,
S' anghelu biancu;
In nomen de su Babbu,
De su Fizu e de s' Ispiridu Santu.*)

Dann erhob er die Augen zur Madonna und mit bewegtem Herzen betete er inbrünstig:

*) Ich zeichne mich mit dem Kreuz — dem wahren Kreuz — Magdalena — Sankt Franziskus — Sankt Philippus — Sankt Johannes — möge der Tod mich nicht überraschen — nicht bei Tage — nicht bei Nacht — bis zu meiner Todesstunde — bis zu meinem Ende — o Seraphin — du weißer Engel — im Namen des Vaters — des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Frisca sezis cale rosa,
Frisca sezis cale lizu.
Mama de su Santu Fizu,
Mama de su Fizu Santu;
In nomen de su Babbu,
De su Fizu e de s' Ispiridu Santu.*)

Die Novena dauerte lange; denn da es der letzte Tag war, sprach der Priester außer den gewohnten Gebeten noch in lautem singendem Ton eine lange, monotone Invokation; er bat um Frieden für die der Madonna ergebenen Verstorbenen, um Glück und Wohlergehen für die Lebenden, um Verdämmung der Irrlehren, Befeuerung der Ungläubigen, Sieg der Engel über die bösen Geister, Ruhm und Ehre für den obersten Kirchenfürsten und die heilige katholische Kirche . . .

S' anghelu serafine,
S' anghelu biancu,
In nomen de su Babbu,
De su Fizu e de s' Ispiridu Santu,

murmelte Basilio inbrünstig, für den Papst, für die Befeuerung der Türken, für den Sieg der Engel betend. Die Kniee taten ihm weh, die Schmie um seine Fußbinden drückten ihn, und seine Gedanken wandten sich mit Besorgnis der Hürde zu und dem Felspalt, in welchem Tior di pervinca gewiß kläglich meckerte. Aber da war ja Pascha; kokett den Kopf geneigt, kniete sie auf den Stufen des Altars, und ihr dunkelrotes Sammetnieder leuchtete in der hellen Dämmerung. Sie betete und Basilio betete; sie regte sich nicht und Basilio konnte sich nicht regen; sie ging unter den letzten hinaus und Basilio ging hinter ihr her.

Draußen hatten die Streifen am Horizont einen warmen, violetten Farbenton angenommen, dehnten sich aus und verflüchtigten sich langsam. Und in dem melancholischen, traumhaften Violett stand die rote Sichel des untergehenden Mondes. In der Ebene mußte der Tag glühend gewesen sein, denn die am Horizont lagernden dichten Dünste gaben dem Neumond den roten Schein. Aber obgleich der Wald in der abendlichen Stille bewegungslos stand, war auf dem Orthobene die Luft lau und angenehm. Und in dem traumhaften Frieden, unter den schweigenden Bäumen, zwischen den dämmerigen Felsen, durch die großartige Landschaft, welche dalag, als ob sie in die Betrachtung des weiten, violetten Horizontes und des geheimnisvollen Neumondes versunken sei, schritten die Leute hin, um das letzte Freudenfeuer auf dem gegen Nuoro blidenden Bergkamme zu entzünden.

Leiser erklangen die Stimmen zu dieser Stunde. Ein jeder trug einen Ast, einen Zweig oder Wurzelwerk. Die Kinder sprangen und kletterten auf dem Felsen herum und hoben sich schwarz von dem klaren Hintergrunde ab.

Basilio kam zuletzt, ernst, mit weitgeöffneten Augen, erstaunt, sich unter diesen Leuten und an diesem Orte zu finden; Pascha schien gar nicht auf ihn zu achten und seine Unruhe wuchs. Weshalb war er gekommen? Weshalb ging er hinter diesen vergnügten Menschen her, den lustigen Herren, den lachenden Kindern und Mägden?

Und sein Herr, der auf ihn wartete? Und das meckernde Zicklein im Felsenspalt?

Und weshalb tat Pascha, als ob sie ihn ganz ver-gessen habe?

Man langte bei den Felsen des Monte Bidde an, und Basilio wurde angestellt, die Aeste und Zweige zu schichten, die alle auf einen Haufen warfen und das Feuer anzündeten. Auf den Felsen standen nur einige kleine, wilde Steineichen; doch unterhalb zog sich dichter Wald hin und breitete sich über die felsigen Hänge wie ein grünes Meer.

Die Täler in der Tiefe lagen schon im Schatten; Nuoro schimmerte noch durch die Dämmerung, und auch einige andere Flecken in der öden, grauen Landschaft waren noch sichtbar; der weite Kreis der Berge am Horizont ragte in das tiefe Violett des Himmels, das nach Osten und Norden hin in perlfarbenem Duft verschwamm.

Das Feuer knisterte und verbreitete dichten Rauch, in dem goldene Funken sprühten; er zog sich abwärts, über die grüne

*) Frisch bist du wie die Rose — frisch bist du wie die Lilie — Mutter des heiligen Sohnes — Im Namen des Vaters — des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Baumfaskade hin, die von den Flammen seltsam beleuchtet wurde.

Paska geruhte endlich, sich Basilios zu erinnern und zog ihn hinter einen Felsvorsprung; das Gepolter der Damen, das Geschrei der Kinder und das Geträller der jungen Herren überrante ihre Stimme.

„Bist Du noch hier?“ frug sie spöttisch, als ob sie ihn ganz aus dem Gesicht verloren hätte. „Und wenn Dein Herr Dich sucht?“

„So findet er mich nicht,“ antwortete er und blickte sie fest an, ganz erbittert von Aerger und Unruhe.

„Also sprich! Was ist es, womit er droht? Was hat er gesagt, als er hörte, daß seine Befehle und Drohungen mir bei einem Ohr herein und beim anderen herausgehen? Sag' doch, sprich, Junge!“

Aergerlich über das letzte Wort, erwiderte er:

„Und was liegt Dir daran, das zu wissen?“

„Nun . . . so aus Neugier. Also rede . . . Wie nennst man Dich?“

„Mit meinem Namen.“

„Ach, laß doch die Dummheiten!“ sagte sie und wurde ernst. „Sag' mir noch einmal, was Du mir damals in der Kirche gesagt hast, seine eigenen Worte.“

„Ich weiß sie nicht mehr.“

„Schnell, stelle Dich nicht so dumm. Du sagtest, wenn ich nicht sogleich fortginge, würde er mir den Späß verleiden. War es so oder nicht?“

„So war's.“

„Was wollte er denn damit sagen? Daß er mich todschlagen würde? Oder wollte er das nicht sagen?“

„Sicher!“ log Basilio.

„Warum hat er es denn nicht getan? Du siehst doch, daß mir der Späß noch nicht verleidet ist. Sieh nur, was für ein vergnügter Abend!“ Sie deutete nach dem Feuer hin, aber Basilio schob verächtlich die Unterlippe vor. „Findest Du das nicht? Amüsiert Ihr Euch besser bei Euren Ziegen? Aber nun sage, womit hat er sonst noch gedroht? Hol' Dich der Teufel, Junge, so sag's doch!“

Sie faßte ihn am Arm und schüttelte ihn heftig; er schwankte und wäre fast in den felsigen Abgrund gestürzt, der sich zu ihren Füßen aufstak. Er fiel nicht, weil Paska ihn hielt, doch seit diesem Augenblick versank er in einen weit tieferen Abgrund.

Er sagte alles, was sie wissen wollte: „Ja, Melchior drohte immerzu, sie todschlagen, oder wenigstens sie zu stehlen und gebunden in seine Hütte zu tragen, wo er sie martern wollte, um sie dann Hungers sterben zu lassen oder von dem steilsten Felsen hinabzustürzen, wohin sich nicht einmal die Ziegen verstiegen.“

„Und ich bin sein Blut!“ rief sie in ehrlichem Schrecken aus. „Sein Blut bin ich! Unsere Väter waren Söhne derselben Mutter, rechte Brüder, weißt Du? Was habe ich ihm nur getan?“

„Mit ihm geliebt hast Du!“

„Nicht die Spur! Er hatte sich solche Dummheiten in den Kopf gesetzt, aber ich habe immer nein und nein und nein! gesagt. Und als ich einundzwanzig Jahre alt wurde, da sagte ich ihm: Setz bin ich frei, zu tun, was ich will und was mir gefällt; geh' und laß mich in Ruhe, ich kann den Milchgeruch nicht leiden . . .“

„Den Milchgeruch! . . .“ sagte Basilio für sich.

Sie begriff, daß sie ihn gekränkt hatte, und da ihr daran lag, ihn zum Freunde zu haben, sagte sie lächelnd:

„. . . Wenn solch ein Mensch ihn mit sich herumträgt, wie Dein Herr. Er sieht selbst aus wie ein Tier, wie ein Schaf mit schmutzigem, gelbem Blicke. Und das kannst Du ihm nur sagen, wenn Du Lust hast!“

„Ach, so sprichst Du nur, weil Du wohl weißt, daß ich ihm nichts sagen werde!“

„Nun, es gibt Hirten und Hirten, lenkte sie ein; er ist nur ein schmutziger Lölchel, aber es gibt auch Hirten, die mehr wert sind als schöngekleidete Herren.“

Basilio, der sich öfters in der Quelle betrachtet und sein hübsches Gesicht wohl bemerkt hatte, war ganz verdreht vor Vergnügen.

„Ja, sag's ihm nur, und sage ihm auch, daß ich an mich halten will, so lange ich kann, aus Rücksicht für den alten Blinden. Aber er soll mich nicht reizen, sonst sehe ich alle Rücksicht beiseite, und wenn er es nicht anders will, dann soll es unser Beider Blut kosten . . .“

„Ich sage ihm gar nichts.“

„So, Du willst ihm gar nichts sagen? Daran wirst Du freilich gut tun, denn sonst möchte er mit Dir anbinden. Er

ist ja wie toll! Aber Du brauchst keine Angst zu haben, Junge: Paska Carta beschützt Dich — und sie schlug sich an die Brust — und Paska Carta hat Leute, die zu ihr stehen. Wenn ich gewollt hätte,“ fügte sie leiser hinzu, „so säße er jetzt im Gefängnis, wie eine Grille im Schilfrohr. Und wenn er mich noch weiter plagt, so werde ich ihm zeigen, wer er ist und wer ich bin; dann werden die Hörner seiner hundert Ziegen nicht hinreichen, um ihn aus der Schlinge zu befreien, in die er fallen soll.“

Basilio wußte nicht, was er auf solche Prahlerei antworten sollte; er blieb stumm und starrte in die Ferne, in traurige Betrachtungen versunken.

Das Feuer war im Erlöschen; der rote Schein, den es kurz zuvor über Wald und Felsen geworfen, wich dem letzten, violetten Schimmer vom Horizont her.

Die Landschaft versank in Schatten und der dunkelrote Mond ging langsam unter.

„Genug,“ seufzte Basilio, und rüttelte sich auf. „Ich gehe jetzt. Seht Ihr zu, wie Ihr fertig werdet. Ich werde schon genug haben an dem Schelten und Schimpfen, mit dem er mich heute abend überhäufen wird. Aber jetzt gehe ich.“

(Fortsetzung folgt.)

frau Harterts Herrenhaus.

Vor einigen Jahren ist eine Frau Hartert wegen Kuppellei hart beurteilt worden, weil sie die Bedürfnisse der Lebewelt allzu ausführlich organisiert hatte. Der irische Weltspötter Shaw hat in seiner Madame Warren eine internationale Vordellgroßfistlin gezeichnet, die mit einem reichen Eyröpling der englischen Aristokratie das Geschlechtsgerwebe so kaufmännisch und so grobartig betreibt, wie eine Aktiengesellschaft nur eine Kohlengrube ausbeuten kann. Als man dem aristokratischen Geschlechtshändler wegen seiner gigantischen Kuppellei moralische Strupel äußert, da erinnert der Mann an seinen höchst angesehenen Bruder, der noch feudaler ist als er selbst: Der lebt von einer Fabrik, die Hunderte von Mädchen beschäftigt, von denen keine einen Lohn bezieht, der die Notdurft des Daseins fristet — kuppelt dieser Fabrikfeudale nicht? Eine triumphierende Logik — wer von den Herrschenden des kapitalistischen Systems kuppelt nicht, wer zeugt nicht Prostitution, körperliche, geistige, seelische Prostitution! Geschäft ist alles, und jedes Geschäft hat in irgend einer Weise die Art des Gewerbes der Frau Warren. Das Strafgesetz schützt nur eine launenhafte Auswahl moralischer Rechtsgüter, nicht mehr und nicht weniger, als gerade dazu gehören, um die Fiktion des christlichen und sittlichen Staates aufrecht zu erhalten, ohne im übrigen die Geschäfte zu stören.

Auch Frau Hartert in Berlin scheint von der Masse der englischen Frau Warren zu sein. Auch sie hat den Ehrgeiz gehabt, dem Zuge der kapitalistischen Entwicklung gemäß das Sexualgerwebe im Großbetrieb zu konzentrieren. Ihre Beziehungen reichten von den Garderegimentern der Marktfreiherrn bis zum Hause Nothschild. Sie verjöhnte die Klassen, sie adelte das Kapital und kapitalisierte den Adel, sie organisierte die Bonnen des Lebens auf Stunden, Tage, Monate und — Ewigkeit. Ihr gasfreies Haus war nicht nur eine bunte und lustige Höhle des Lasters, das nur gegen Barzahlung vergnügt ist, es war auch eine segensreiche, wohlgepflegte Stammbaumfaskade, in der stehende Meiser der vornehmsten Menschenzucht gesund gepfropft wurden.

Wenn Männer und Weiber, ohne amtliche Genehmigung, zusammengebracht werden und laut Karix „leben“, dann nennt man das Kuppellei. Wenn aber das Ständesamt zur Herstellung solcher Beziehungen mit herangezogen wird, so heißt das Heiratsvermittlung, die allerdings aber zuweilen, wenn der Vermittler gar zu hohe Preise fordert und die Notlage armer schwacher Gardeoffiziere ausbeutet, in das Strafsapitel des Wuchers hineinragt. Der verschuldete germanische Freiherr, der seinen Namen und seine Hand einer jüdischen Millionärstochter zu verlaufen geruht, muß in der Tat dagegen geschützt werden, daß dieses Geschäft mit hohen Provisionen belastet wird.

Frau Hartert, die dem Kuppelleiparagraphen zum Opfer fiel, ist der Wuchersalle glücklich entronnen. Der Freiherr v. Walsahn, der für erfolgreiche Heiratsvermittlung der Madame Hartert einen Wechsel über 100 000 Mark ausstellte und nach dem Erfolg ihn nur teilweise bezahlte, ist nicht für bewußt erachtet worden. Und seine Kameraden in den Kavallerie-Attaden gegen jüdische Geldschränke unter dem Oberkommando der Frau Hartert auch nicht.

Wie immer man über Frau Hartert als Kuppelerin denken mag, als Heiratsvermittlerin verdient sie nicht nur Freisprechung, sondern auch die Adelskrone. Für verhältnismäßig bescheidene Preise diente sie in genialer und eifriger Privatinitiative demselben Werke, dem unsere gesamte deutsche Politik gewidmet ist: Der Erhaltung der Landwirtschaft, der Förderung vaterländischer Wehrkraft in Heer und Flotte. Der preussische Junker, der nach den Zeugnissen von Männern wie Arndt die deutschen Siege erfochten hat, bedarf nur einmal der goldenen Blutmischung. Schon Bismarck rühmte in seiner zarten Weise die wertvollen Ergebnisse der Zuchtwahl zwischen

den arischen „Hengsten“ und jüdischen „Stuten“, und solche Vermischung wird nicht nur nützlich, sondern auch notwendig, wenn in dem Gestüt die Stute zugleich liebevoll den Hengst von dem blauen Exelutorstempel loslösen darf.

Der Freiherr v. Maltzahn ist heute dank den Bemühungen der edlen Dame Hartert Gutsbesitzer irgendwo im Westen Deutschlands und bildet damit einen Teil des Fundaments des deutschen Staatswesens, während er andernfalls die Reihe jener amerikanischen Kellner vermehrt hätte. Was die Zollpolitik, die Liebesgaben, die Militärvorlagen für den Gesamtstaat sind, bedeutet Frau Hartert für die einzelnen Individuen der Staatsverwaltung. Ja, sie steht sittlich über jener Politik. Denn sie verwendet nur den Mammon der Besitzenden, um die vornehmsten Rode weiterhin tauglich zu erhalten, dem Vaterlande treu und uneigennützig bis zum letzten Blutstropfen zu dienen. Und auch den Anschauungen christlich-germanischer Frömmigkeit kommt das Institut Hartert prächtig entgegen, indem sie, so viel an ihr liegt, aus der christlichen Ehe alle sündliche Fleischlust ausstirgt.

Wenn im demokratischen verwilderten Frankreich Perionen uradelige Namen von besonders ausschweifender romantischer Farbenpracht führen, so steht allemal eine Dirne oder auch ein Abenteuerer hinter der stolzen Firma. In der Demokratie spielen die vornehmen Namen dieselbe Rolle wie die blutig padenden Titel bei Spelunken und Kolportage = Romanen. In Deutschland dagegen umwittern noch immer die Schaner ehrwürdiger Vergangenheit die alten Geschlechtsnamen. Der Junker kommt nicht nur mit einem Majorat und einem Sitz im preussischen Herrenhaus auf die Welt, sondern auch mit einem Namen, der ein großes Anlagelabital darstellt. Kommt zu dem Namen nur eine irgendwie leidliche Figur, so braucht der Glädliche, sofern nur die Frau Harterts fleißig und erfolgreich sind, nichts weiteres im Kampfe ums Dasein zu leisten. Preist sich nicht jedes Fräulein Weichenshmalz selig, eine Freifrau von Putzow-Ulkendorf zu werden? Zielt nicht ein solcher Namen die feinsten und am strahlendsten kostümierten Regimenter? Gibt er nicht jedem Aufsichtsrat Glanz und Würde? Und die ertlauchten Namen werden dem Inhaber besser geschmeckt, als irgend eine große Entdeckung oder das geistige Eigentum eines sterblichen Kunstwerks.

So kann kein Zweifel mehr bestehen, daß Frau Hartert, indem sie für ihre namenlos reichen Kundinnen ihr feudales Herrenhaus ins Leben rief, nicht nur ihre Interessen und die ihrer Klienten aufs beste wahrte, sondern auch für die Allgemeinheit segensreich wirkte.

Wenn eine herrschende Klasse, wie das preussische Junkertum, von Geburt an den Anspruch hat, über die Arbeit und Rechte des ganzen Volkes zu verfügen, so muß man ihm folgerichtig auch zugestehen, daß seine Söhne, die zufällig nicht bei Kasse sind, ein historisch durchaus begründetes Anrecht auf die Mitgift reicher Jüdinnen haben. Um die Landwirtschaft zu erhalten, muß jedes taugliche Mittel angewendet werden.

Hat man das einmal eingesehen, so wird man nicht nur das Gewerbe der Frau Hartert im offenen Lichte des ehrbaren Tages treiben lassen, statt es durch die zudringliche Keugier der Verächte zu belästigen, man wird darüber nachsinnen müssen, einerseits die Produktionskosten solcher feudalen Eheschließungen herabzumindern, andererseits die ganze Organisation der Vermittlung auszubauen. Vielleicht könnten die Landwirtschaftskammern auch eine Art Mitgift-Konsumgenossenschaften gründen. Zum mindesten aber müßten jedem Mitglied der deutschen Adelsgenossenschaft zinsfreie Darlehen gegeben werden, um ihm ein standesgemäßes Auftreten in Bankierhäusern zu ermöglichen. Die Krippenreiter von heute können nicht mehr zerlumpt und beschmutzt mit den Krämern verkehren; schon die Brautgeschenke erfordern beträchtliche Aufwendungen. Schließlich wird man wohl zur Verstaatlichung der ganzen aristokratischen Eheschiffschlepperei schreiten müssen. Wenn dann einst das preussische Herrenhaus der Frau Hartert zur Staats Einrichtung geworden, dann wird man in der Wandelhalle dieser Ehekanne der verarmten und verfolgten Frau ein Ehren Denkmal errichten.

J. o. c.

Kleines feuilleton.

e. h. Historisches vom Muff. Die großen Muffe, die diesen Winter wieder modern sind, rufen all die Muffungetüme in die Erinnerung, zu denen die Geschichte der Mode diese kleinen zierlichen Dinger schon ausgestaltet hat. Und dabei haben die Muffe keine so ehrwürdige Vergangenheit wie der Fächer oder der Schirm. Sie sind geboren aus den Bedürfnissen nördlicher Völker, denen die Verbrämung der Kleider mit Pelzwerk als eine besondere Schönheit erschien. Seit dem frühen Mittelalter ist solch kostbarer Besatz an der Schauben zu finden, und da bei kalter Witterung die Hände froren, so kam man auf den Gedanken, vorn an der Schauben zwei Pelzrohren aufzusetzen, in denen die Hände einen behaglichen und warmen Unterschlupf fanden. Damit war eigentlich die Entdeckung des Muffs schon gemacht, aber es bedurfte noch mehrerer Jahrhunderte, ehe er, von dem weiten Mantel losgelöst, ein Eigenleben führen durfte. In Italien scheinen schon früh vereinzelt Muffe getragen worden zu sein. So hat Benozzo Gozzoli auf einem Wandgemälde einer seiner Gestalten einen Muff in die Hand gegeben, der unseren modernsten

Muffen garnicht unähnlich sieht. Gozzolis ganzes Sehen war auf die Umwelt und das ihn umgebende Leben gerichtet. Ein Sinn für Kuriositäten, der Wunsch, alle Einzelheiten des vielgestaltigen Lebens in seine Bilder zu bannen, machte ihm ein solch erotisches Kleidungsstück wert und lieb, das damals im 15. Jahrhundert kaum in Venedig von den hohen Adligen getragen wurde. Die Mode des Muffstragens ist erst im 17. Jahrhundert allgemeiner üblich geworden. Vorher trugen die Damen wohl ein feines „Fellchen“, das sie sich um den Hals schlangen oder um die Hände legten, je nachdem es Mode und eigene Grazie verlangte. Diese kleinen Pelze hatten auch wohl ein kleines goldenes Kettenchen; wir finden sie auf manchen Bildern, z. B. auf Werken des Bernhard Strigel und des Antonis Mor. Um 1620 trägt dann auf Kostümbildern von de St. Jany die französische Bürgerfrau, die „ihre Nachbarin besuchen will“, einen kleinen runden Muff, was früher nur Ebdamen in feinsten Toilette sich gestatten mochten, und nun bricht sich die Schönheit und der Reiz dieser feinen Pelzhüllen allgemein Bahn. Zu dieser Zeit hat ein deutscher Kupferstecher, Benzel Holler, ein entzückendes Stillleben „Die Muffe“ benannt. In einem zarten Arrangement zwischen Spitzenbüchern, Käuern, schwarzen Halbmasken und Handschuhen liegen die seidig glänzenden weichen Pelze eingebettet. Da sind rundenliche und schlanker geformte, schmale und breite Muffe; manche haben geschweifte Ausbiegungen, andere einen Stoffeinsatz aus prächtig gemustertem Sammet. Die Zeit des Barocks ist die Blütezeit des Muffs. Die damalige Kunst, der damalige Geschmack liebte das Rauhe und Dicke des Pelzes überhaupt, man trug alle Gewänder, selbst Schlafrocke und Negligeesachen, mit dichtem Pelzbesatz verbrämt, wie die Bilder der holländischen Maler beweisen, und die großen bauchigen Hüllen um die Hände paßten zu dem Wulstigen, Ausladenden der Kleidung, zu den übertriebeneren Rundungen in dem Formgefühl der Zeit. Man trug Muffe damals nicht nur im Winter und auf der Straße, sondern auch zu Hause und in Gesellschaften. Ein Kostümbild des Jacob Sole vom Jahre 1694 zeigt eine Dame in großer Gesellschaftstoylette mit schwer gesticktem Unterleib, einem Leberwurf mit breiten Troddeln, einer großen Fontange, dem turmhohen Kopfschmuck, und einem schweren Umhang. Zu dieser etwas überladenen Tracht paßt denn auch der große runde Muff, der mit einer lang hinunterwallenden Schleife und Fransen verziert ist und eine kostbare Agraffe in der Mitte an der Schleife trägt. Die walzenförmigen Muffe, die man am Hofe Ludwigs XIV. trug, hatten außer den Händen der Trägerin auch noch gewöhnlich dem Schoßhunde der Dame ein Heim zu gewähren; sie waren häufig ganz gemaltig groß. Noch ausgedehnter aber waren die Dimensionen, die der Muff in den Händen der Männer einnahm. Um 1680 trugen auch die Herren Muffe und zwar solche aus Leopardenfell mit ganz riesigen Taschen an ganz dicken Ketten. Alle Variationen in der Form des Muffs sind schon im 17. Jahrhundert abgewandelt worden. Sie wurden ganz lang und ganz schmal, sie schwellen zu dicken Äugeln an, sie belamen die Form eines Hundes oder einer Katze. Am Anfang des 18. Jahrhunderts mußte der Muff die Größe einer kleinen Bier- tonne mindestens erreichen. Man steckte ihn in eine solche Tonne, und ging er ohne Mühe hinein, so war er für eine elegante Dame unbrauchbar. Im Rokoko wurde der Muff dem zierlichen, kolletten und laptrigösen Geiste jener Mode eingeordnet. Die dicken Pelzungetüme verschwanden. Der Muff wurde jetzt aus Seide oder Sammet hergestellt und verschwendertisch mit Schleichen, Quasten und Bommeln überschüttet. Ganz helle Farben gaben ihm ein lustiges leichtes Aussehen. Die Pelzmacher sollen damals beim Rapit eine Petition eingereicht haben, er möchte das Tragen solcher Stoffmuffe verboten, und als diese Bitte nicht erfüllt wurde, hätten sie die Henter bestochen, bei jeder Hinrichtung einen Stoffmuff zu tragen. Da hätten die Frauen sich wieder zum Pelzmuff bekehrt. Nun, jedenfalls gewann der Pelzmuff allmählich wieder die Oberhand. Der Pelz wurde möglichst leicht verarbeitet, helle Färbungen, wie weiß, ja blau, rosa und grün, gaben ihm die Farbauffassung der Zeit. Am Anfang des 19. Jahrhunderts war der Muff wieder höchst beliebt; man trug unmäßig große, mit einer rosa Wandschleife geschmückte Muffe aus weißem Angorafell; auch die Herren, die damals ihre feminine Eleganz in der Kleidung zeigten, trugen zu den großen, auf Taille gearbeiteten Pelzmänteln große Muffen. Bis in die sechziger Jahre war der große Muff modern, dann kamen kleine Muffe auf, die man nur sparsam mit Quastenbehängen aus Pelzwerk oder mit Beilchentuffs verzierte.

gc. Ueber das Leben und Treiben in Casablanca, der bedeutendsten Handelsstadt an der marokkanischen Küste, veröffentlicht Dr. Paul Mohr soeben in der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“ eine anschauliche Schilderung, der wir einige Einzelheiten entnehmen. Von dem regen Verkehr in der Stadt zur Erntezeit wird man sich eine Vorstellung machen können, wenn man hört, daß tagsüber wohl an 2000—3000 Kamele in die Stadt hineinkommen. Da ein Kamel eine Last von 5—6 Zentnern trägt, so kommen also 11 000—18 000 Zentner in die Stadt. Lautes Lärmen und Treiben erfüllt die sonst stillen Mauern. Vor den großen Magazinen der Kaufleute lagern wahrhafte Kamelherden, gelbe und weiße, alte und junge, alle von der gleichen Rasse, so daß man meinen sollte, es könne niemand sein Eigentum herauskennen. Unter unaufhörlichem Geschrei der Treiber — „Kultsch!“ rufen sie und schlagen dazu die Tiere auf die Vorderfüße — legen die Kamele sich zur Erde. Mit lauten Trompetentönen begrüßen sie jedes Kütteln an ihrer Last, und wie ein erleichtertes Grunzen klingt es, wenn es endlich geglückt ist, die schweren Säde oder Tragsäcke von dem Sattel herunterzuwälzen und dem oft arg zerfahnen

Denen Rüdken die ersuchte Erleichterung zu bringen. Zwischen den Kamelherden aber wälzen sich zerschundene Eselchen. Unter lautem Urral-Urral (Vorwärts)-Rufen und unaufhörlichem Bälak! Bälak! (Achtung) kommen neue Tiere und Menschen. Die Säde werden abgeladen und abgehoben und gleich vor den Magazinen durch Getreideeinigungsmaschinen für die Ausfuhr gejäubert, was natürlich den Staub in den Straßen noch mehr vergrößert. Ebenso laut wie in den Straßen geht es auch im eigentlichen Handelsbieriel, der sogenannten Kaiserria, zu. Der Markt beginnt am Spätnachmittag. Dann sieht man die gewerbmäßigen Ausrücker mit ihren Teppichen, Rucksäckeln oder anderen Artikeln umhergehen und mit lauter Stimme ihre Waren ausbieten. Von jedem Kauf wird ein Marktgeld erhoben. Hier und da bildet sich eine Gruppe von Käufern, der eine bietet und flugs verkündet der Auktionator den Preis, während in seinem kleinen Lädchen der eigentliche Besitzer gelassen dem Handel zuschaut und sich eine neue Nippfeife anraucht. Am interessantesten geht es auf dem großen Marktplatz zu. Hier ist Pferdemarkt, Obst- und Gemüseverkauf, auch findet hier der Verkauf aller möglichen europäischen Kleinigkeiten statt. In seinem Ortum (Zelt) sitzt der arabische Drogist mit seinen geheimnisvollen Pulverchen und Mituren, daneben hat ein Barbier sein Zelt aufgeschlagen, hier sesselt ein baumstarker Neger seine im Kreise sitzenden Zuhörer durch allerlei Mären und Schurren, und daneben spielt ein Mann auf seiner Gimbri (arabische zweifaltige Geige). —

Völkerrunde.

— Die Ortschaften der Priegnih. Die slavischen Ortsnamen der Priegnih erörtert O. Vogel im Programm des Realgymnasiums zu Berleberg 1904. Dabei ergibt sich, daß deutsche Benennung 3 Städte, 49 Dörfer, 29 Höfe und 11 eingegangene Wohnstätten haben, während auf die Slawen 8 Städte, 184 Dörfer, 83 Höfe und 59 eingegangene Stätten kommen; 92 deutschen stehen 331 slavische Benennungen gegenüber. Im 13. Jahrhundert haben mindestens 426 Ortschaften von ihnen bestanden, darunter 11 Städte und Marktflecken, 345 noch vorhandene und mindestens 70 eingegangene, aber dem Namen nach überlieferte Dörfer, Höfe und sonstige Niederlassungen. Die Städte sind nach dem bekannten nord-deutschen rechtswinkligen Schema angelegt, selbst das wegen seiner Zersplitterung scheinbar regellos hingeworfene Berleberg. Nur die Stadt Wittenberge mag früher als Rundling aufgebaut gewesen sein. Von 233 Bollandörfern gehören 161 zu den Langdörfern, während 72 mehr oder weniger ausgeprochene Rundlinge sind. Entscheidend ist, ob die große Fahrstraße das Dorf durchquert oder an ihm vorbeiführt. Die Runddörfer lagern in großer Anzahl und stellenweise fast geschlossen gruppiert zu beiden Seiten des Oberlaufs der Stepenih, im weiteren Kreise um Putlich herum, bis zur Mündung der Dönnih, setzen sich dann breiter und dünner gefäß nach Süden in der Richtung auf Wiltsnad fort, treten auch im Westen und Osten immer seltener auf und verschwinden endlich gänzlich. Leider vermag man aus Mangel an Urkunden die Namenformen nur selten bis in das zwölfte Jahrhundert zurück zu verfolgen, und bei der Unzuverlässigkeit des gedruckten Materials in Lesung und Wiedergabe der Benennungen bleibt manche Deutung unsicher oder läßt mehrere Erklärungen zu. („Globus“).

Geographisches.

ss. Die Insel Sachalin, die Japan als eine der Früchte eines erfolgreichen Krieges einzusteden hofft, wird von den Eingeborenen Tarakai, von den Japanern Tarakuto genannt. Ihre Form ist durch die äußerst geringe Breite im Verhältnis zur Länge eine recht merkwürdige. Sie erstreckt sich von Süd nach Nord durch 8 Breitengrade oder 920 Kilometer, ist dagegen an der breitesten Stelle nur 185 und an der schmalsten gar nur 27 Kilometer breit. Der nördliche Teil liegt der Mündung des großen Amurstroms gegenüber, und aus diesem Grunde haben die Russen so großen Wert auf den Besitz dieses im übrigen fürchterlich öden Landes gelegt. Die Südspitze, das Kap Notoro, wird durch die nach dem Seefahrer La Perouse benannte Meerenge von der japanischen Insel Jesso getrennt. Geographisch erscheint sie also als die natürliche nördliche Fortsetzung des japanischen Inselkranzes, und man begreift daher vollkommen, daß die Japaner sie ihrem Reich wieder einzuverleiben wünschen, zumal bis zum Jahr 1875 der südliche Teil zu Japan gehört hat und erst dann im Austausch gegen die Kurilen an Rußland abgetreten worden ist. Die Insel Sachalin ist ihrer traurigen Beschaffenheit gemäß sehr wenig bewohnt. Die eingeborene Bevölkerung gehört dem Stamm der Bolsaken, der Dro-paken und den auch auf Jesso noch überlebenden Ainos an. Die Russen haben (oder hatten vielmehr vor dem Krieg) dort etwa 3000 Soldaten an verschiedenen Plätzen, die meist zur Bewachung der in den Bergwerken arbeitenden Sträflinge verwandt wurden. Die gesamte Einwohnerzahl der Insel beläuft sich bei etwa 75 000 Quadratkilometer Flächenraum auf nur gegen 7000 Menschen, die fast ausschließlich von Jagd und Fischfang leben, allerdings Fische und Pelzwerk noch zur Ausfuhr zu bringen vermögen. Die Insel ist durchweg gebirgig, wenn auch kein Gipfel über 600 Meter ansteigt. Fast alle Berge sind vom Fuß bis zur Spitze mit dichten Wäldern bedeckt. Trotz des rauhen Klimas findet sich nirgends ewiger Schnee. Die Westküste ist im allgemeinen felsig und steil, die Ostküste sandig und flach; der mittlere Teil der Insel enthält viele Sümpfe, und nur im Norden findet sich einiger fruchtbarer Ackerboden. Die Wälder enthalten treffliche Bäume; auf den Höhen

herrschen Eichen, Eschen und mächtige Zedern vor, in den Niederungen die Kärche. In den Gehölzen leben das Reintier, der gewöhnliche Hirsch, das Reh, das Elen, der Moschusochse, an den Klüffen verschiedene Entenarten und ein Adler von gewaltiger Größe. Steinohren von guter Qualität sind an verschiedenen Stellen nachgewiesen worden. Aus den Bergwerken wird Gold, Kupfer und Eisen gewonnen, aber nur in geringen Mengen. Der Fischfang liefert Wale, Lachs und namentlich in großen Massen Heringe. Die reichsten Fischgründe befinden sich in der Terpinja- (Sedul-) Bai. An der Ostküste der großen Aniva-Bai liegt eine japanische Niederlassung zur Unterstützung des Lachsfangs. An gutem Wasser fehlt es nirgends auf der Insel. Trotzdem die Küstlänge der Insel 2550 Kilometer beträgt, sind gute Häfen oder auch nur Ankerplätze selten. Die russischen Ansiedelungen liegen sämtlich an der Küste, die wichtigste ist Korsakowst an der Aniva-Bucht, während als Hauptort der Provinz das Dorf Alexandrowst an der Westküste dient. Die Aniva-Bucht ist das ganze Jahr über eisfrei. An der Westküste liegt nur einer der wenigen tiefen Häfen der Insel, die Munka-Bucht, die aber sehr klein ist. Hier ist der Sitz einer Handelsgesellschaft, die für 10 Jahre von der russischen Regierung das Recht auf die Ausnutzung von Seegras, Seehunden und Fischen längs der südlichen Westküste zwischen dem Kap Notoro und der Bucht von Kussunai erworben hat. Fischerei und Jagd geben dort reiche Erträge; die Verbindung mit der Ostküste wird durch Hundeschlitten vermittelt, die von Ainos geführt werden. Die wichtigste russische Niederlassung an der Westküste ist Post Dui in der Mitte des Tatarischen Golfs, in deren Nähe sich die bedeutendsten Kohlenminen befinden; von hier aus gehen Dampfer regelmäßig nach Korsakowst, nach Wladivostok und nach der Amurmündung. —

Humoristisches.

— Begründung. „Gnädige Frau schreiben ein Buch über Kindererziehung — und haben selbst keine Kinder!“
 „Ja, wo sollt' ich denn sonst die Zeit dazu hernehmen?“ —
 — Genüßsam. „Sie haben sich ja jetzt einen Laubfrosch gekauft, Herr Müller!“
 „Ja, wissen S', in meiner Wohnung war's immer so still; da hab' i' mir halt den Laubfrosch angeschafft, damit a' bißel mehr Leben 'reinkommt!“ —
 — Erklärung. Fremder: „Warum treibt Ihr denn im Sommer das Vieh auf die Alm?“ —
 Bauer: „Damit's Platz gibt für d' Stadtleut!“ —
 („Fliegende Blätter“.)

Notizen.

— Der „Standard“, das bisherige Hauptorgan der konservativen Partei Englands, ist dieser Tage für 14 Millionen Markt in andere Hände übergegangen. Das Blatt wurde in seiner Blütezeit täglich in 300 000 Exemplaren gedruckt. In der letzten Zeit war die Auflage unter 100 000 gesunken. Der Chefredakteur bezog seinerzeit 10 Prozent vom Reingewinn. —
 — Die Erstaufführung von Max Dreher's Schauspiel „Die Siebzehnjährigen“, die wegen Wassermann's Erkrankung verschoben werden mußte, ist vom Lessing-Theater nunmehr auf den 19. November angesetzt worden. —
 — Sudermann hat ein neues Schauspiel geschrieben. Es spielt in der Gegenwart und behandelt einen ethischen Stoff. Titel und Aufführungstermin sind noch nicht bekannt. Aber daß das Lessing-Theater mit der Aufführung begnadet werden wird, weiß man schon. —
 — „Annabon Ridel“ heißt ein Schauspiel, das Philipp Langmann soeben vollendet hat. —
 — Im Opernhaus findet in der zweiten Hälfte des Monats eine Gesamtauführung des „Ring des Nibelungen“ statt. Für die einzelnen Teile des Werkes sind der 19., 21., 23. und 26. November in Aussicht genommen. —
 — Der „Frankf. Zeitung“ wird aus Krefeld berichtet: Die diesjährige Wallfahrt nach Keblaer, die mit dem 1. November abschloß, brachte gegen das Vorjahr wieder eine Steigerung um 40 000 Wallfahrer. In der gesamten diesjährigen Wallfahrtszeit betrug die Zahl der mit Sonderzügen Angekommenen 147 300, der mit fahrplanmäßigen Zügen Gefommenen 121 300. Dazu kommen die Pilger zu Fuß. Zur Bewältigung des Bahnverkehrs waren über 800 Züge erforderlich. —
 — Einguter Patriot. Aus Neustadt bei Koburg läßt sich die „Halle'sche Allgemeine Zeitung“ berichten: Ein Geschäftsmann erhielt ein Schreiben eines Freundes, worin dieser um Auskunft über die Kreditfähigkeit eines Herrn K. bat. Der Geschäftsmann schrieb kurz zurück: „K. ist ein guter Patriot.“ Der Empfänger dieser Nachricht wußte mit dieser „Auskunft“ nichts zu machen und erlaubte sich in einem zweiten Schreiben, was der Patriotismus des K. mit seiner Kreditfähigkeit zu tun habe, worauf ihm die Antwort zuteil wurde: K. zahlt nur im Namen Sr. Majestät des Königs“ (also nur auf Grund gerichtlichen Urteils). —